

Dem Denken Raum geben. Voraussetzungen für gesellschaftlich verantwortliche Wissenschaftsarbeit an Universitäten

Johanna Hofbauer und Katharina Kreissl

Die Welt verlangt nach neuen Wirklichkeiten, die gemeinsam verhandelt und mit Orientierung auf ein gutes Leben und *Zusammenleben* (Hark 2021) geschaffen werden. Wie ist das aber möglich, oder anders gefragt, was steht dem im Wege? Im Folgenden nähern wir uns dieser Frage aus der Perspektive geschlechtertheoretischer Hochschulforschung. Zunächst nehmen wir Bezug auf aktuelle gesellschaftliche Krisenphänomene. Krisenbewältigung fordert Beiträge aus der Wissenschaft, jedoch ist der Stellenwert wissenschaftlichen Wissens heute deutlich umkämpft – und prekär im weiten Sinn des Wortes. Diese Entwicklung steht nicht nur im Zusammenhang mit der aktuellen Zuspitzung gesellschaftlicher Konflikte (Pandemiebekämpfung, Klimakrise, globale Ungleichheit), sondern geht wesentlich auch auf Veränderungen im Wissenschaftsfeld und Maßnahmen im Rahmen der jüngeren Hochschulreformen zurück. Universitäten entwickeln Organisationsstrukturen nach dem Vorbild von Wirtschaftsunternehmen (Managerialisierung). Sie sind angehalten, um Positionen in nationalen und internationalen Hochschul-Rankings zu ringen, einen ›Kampf um die besten Köpfe‹ zu führen und Wissenschaftsarbeit auf marktwirtschaftliche Konkurrenz auszurichten. Angesichts der enormen Aufgaben, die im Hinblick auf die Bewältigung aktueller oder virulenter gesellschaftlicher Krisen bestehen, erscheinen uns diese veränderten Bedingungen wenig hilfreich, wenn nicht gar hinderlich für gesellschaftspolitisch engagierte Forschung und Lehre.

Universitäten spielen als Arbeitgeber eine wichtige Rolle bei der Neuausrichtung von Wissenschaftsarbeit und definieren wesentliche Bedingungen für Forschung und Lehre. Ein Beispiel ist die Vermittlung von Exzellenzpolitik durch eine Art *gamification* wissenschaftlicher Leistungssteuerung. Damit

werden spielerische Elemente in die Steuerung von Wissenschaftsarbeit integriert, in Form von Anreizen zum aktiven Wettbewerb um Publikationspunkte, Forschungsgelder, Wissenschaftspreise oder Medienauftritte. Empirisch zeigen wir die Implikationen dieser Neuerungen an der Situation von wissenschaftlichen Nachwuchskräften und fragen, wie sie mit inhärenten Widersprüchen der managerialisierten Universitäten umgehen und eine unternehmerische Haltung gegenüber Wissenschaftsarbeit entwickeln. Mit Ergebnissen aus einer Studie an österreichischen Universitäten (Kreissl et al. 2018) unterstützen wir unsere These, dass engagierte Wissenschaftsarbeit, die allem voran gesellschaftlich verantwortliche Forschung und Lehre betreiben will, mehr Raum benötigt. Daran schließt unser Plädoyer für eine kritische und vielstimmige Wissenschaft an, in deren Institutionen jungen Wissenschaftler*innen materielle Sicherheit geboten wird – sowie der nötige Freiraum, um mit ihrer Wissenschaftsarbeit zur Krisenbewältigung und nachhaltigen Gestaltung gesellschaftlichen Zusammenlebens beizutragen.

Die Bedeutung von Wissenschaft in stürmischen Zeiten

Universitäten betreiben nicht nur Forschung über gesellschaftliche Problemlagen und Konflikte, sie sind auch Orte der Austragung und Referenzpunkt für gesellschaftliche Konflikte. Einen Hinweis darauf sehen wir in der aktuellen Debatte über die fehlende Anerkennung von wissenschaftlichem Wissen beziehungsweise über die wachsende Wissenschaftsskepsis in der Bevölkerung. Viele Menschen zweifeln heute etwa an der Relevanz und Legitimität von virologischer, epidemiologischer oder statistischer Expertise bei der Bewältigung der COVID-Krise. Andere ignorieren die Existenz einer Klimakrise, obwohl deren Ursachen und Folgen durch wissenschaftliche Forschung eindrücklich belegt sind.

Der Befund wachsender Wissenschaftsfeindlichkeit geht heute breit durch die Medien. Nicht wenige Menschen scheinen von dem Phänomen überrascht. Kritische Wissenschaftler*innen, insbesondere auch Geschlechterforscher*innen, kennen es freilich seit langem, müssen sie sich doch auch innerhalb der Wissenschaft immer wieder gegen Marginalisierungsversuche verteidigen. Jüngster Fall ist der Vorwurf gegenüber feministischer Wissenschaft, sie befördere eine *cancel culture*, das heißt sie betreibe eine systematische Zensurkultur und verurteile etwa all jene Positionen, die mit sozialkonstruktivistischen Geschlechterkonzeptionen unvereinbar sind.

Diese Kontroverse zeigt, dass die Positionen kritischer Wissenschaft immer wieder auf dem Spiel stehen. Seit Jahrzehnten erforschen Wissenschaftler*innen Ursachen und Folgeprobleme von Sexismus, Rassismus, Homophobie. Sie erschließen verborgene Mechanismen der Macht, die mit immer neuen Begründungen antreten, um spezifischen gesellschaftlichen Gruppen das Recht auf Anerkennung, Partizipation, Inklusion streitig zu machen. Damit zeigen sie die krisenhaften Risse im Gerüst liberaler Demokratien auf – einer politischen Formation, die auf Grundwerten von Gleichheit und Gerechtigkeit gebaut sein sollte, aber Ungleichheit und Ungerechtigkeit reproduziert.

Herrschaftskritisch-reflexive Positionen werden in der Klage über *cancel culture* fälschlicherweise als parteiisch und politisch, ergo unwissenschaftlich hingestellt. Vereinzelt werden gar Parallelen zur wissenschaftsfeindlichen Haltung der Corona-Leugner*innen hergestellt.¹ Außerhalb der Wissenschaft artikuliert sich der Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit als Anti-Genderismus, bisweilen in Form wütender Anfeindungen (Hark/Villa 2015). Diese Kontroversen richten die Aufmerksamkeit immer auch auf Wissenschaftsarbeit an Universitäten, auf deren Stellenwert in und die Verantwortung von Wissenschaft gegenüber Gesellschaft. Feministische Wissenschaftler*innen verteidigen sich gegen wissenschaftsinterne Anfeindungen und solche aus der breiteren gesellschaftlichen Öffentlichkeit mit wissenschaftstheoretischen Argumenten. So wird beispielsweise Objektivität als vermeintlicher Maßstab für gute Wissenschaft hinterfragt und argumentiert, dass Wissenschaftsarbeit immer eingebettet in gesellschaftliche Kontexte und abhängig von der gesellschaftlichen Position und Perspektive der Wissenschaftler*innen ist (Harding 1994). Feministische und rassismuskritische Forschung etwa analysiert die Folgen der Unterrepräsentation von gesellschaftlichen Gruppen in der Wissenschaft, die Unterrepräsentation von Forschungsinhalten und den meist unreflektierten *Bias* des wissenschaftlichen Mainstreams. Diskriminierten Standpunkten eine Stimme zu geben entspricht daher nicht einem ideologischen und unwissenschaftlichen Vorgehen, sondern bedeutet die Übernahme gesellschaftlicher Verantwortung, erfüllt also wesentlich den Sinn und die Funktion von Wissenschaftsarbeit.

1 <https://www.derstandard.at/story/2000131904777/soziologin-forschung-passiert-nie-losgeloesst-von-machtverhaeltnissvom-16.12.2021>; https://www.kleinezeitung.at/meinung/meinungktnhp/6062815/Essay_Die-Wissenschaft-und-ihre-Feinde-vom-19.11.2021.

Mechanismen der Ausschließung und Marginalisierung ziehen sich durch die Gesellschaft und erzeugen Strukturen der Ungleichheit, die den gesellschaftlichen Konsens über Grundwerte und gesellschaftspolitische Prioritäten schwächen. Ungleichheitsverhältnisse sind ideologisch abgesichert, herrschaftskritische Wissenschaft legt diesen ideologischen Gehalt offen. Sie beschreibt die soziale Ordnung unter anderem als ein Spiel um Macht, ein Spiel mit Regeln, die der Stabilisierung von Herrschaft dienen. Die Transformation in Richtung Gleichheit, Gerechtigkeit – auch Klimagerechtigkeit – erfordert daher eine wissenschaftliche Beschreibung von Spiel-Räumen der Macht, ihrer Regeln und der Weisen, in denen Akteur*innen sie anwenden.

Vor diesem Hintergrund stellen wir die Bedingungen der Wissensproduktion an Universitäten zur Diskussion und fragen, welche Voraussetzungen erforderlich wären, um wissenschaftliche Beiträge zu fördern, die Ungleichheit und Ungerechtigkeit bekämpfen und relevante Beiträge zur Bewältigung von Krisen der Gegenwartsgesellschaft erbringen. Wir verfolgen die These, dass gesellschaftlich engagierte Forschung und Lehre geeignete Räume braucht – Räume des kritischen Denkens, der Zusammenarbeit, der transdisziplinären Auseinandersetzung. Diese Räume sind jedoch im Zuge der jüngeren Hochschulreformen, durch die Managerialisierung der Universitäten und die Implementation von Exzellenzpolitik reduziert und unsicher geworden. Das zeigt der Blick auf die Strategien, die Nachwuchskräfte heute im Kampf um wissenschaftliche Anerkennung an unternehmerischen Universitäten anwenden.

Wandel des Wissenschaftsbetriebs: *Gamification* über Vermarktlichung und Vermessung

Seit den späten 1990er Jahren werden im deutschsprachigen Raum Hochschulreformen verfolgt. Universitäten sollen sich in einem nationalen und globalen Wettbewerb behaupten und sind hinsichtlich ihrer Verwendung öffentlicher Mittel rechenschaftspflichtig. Damit einher geht erstens der Ruf nach Exzellenzstrategien, also der Förderung sogenannter wissenschaftlicher Spitzenleistungen; zweitens die Einführung betriebswirtschaftlicher Prinzipien der Selbststeuerung, beispielsweise durch Führung mit messbaren Zielvorgaben wie Drittmittelakquise oder Forschungsoutput. Quantifizierende Darstellungsformen von Wissenschaftsarbeit gewinnen in diesem Rahmen enorm an Bedeutung (Hark/Hofbauer 2018). Metrische Kategorien und Rang-

bildung ergänzen nicht nur diskursive Prozesse der Anerkennung von Wissenschaftsarbeit, sie erweitern auch Möglichkeiten der bürokratischen Kontrolle von Leistungsverhalten.

Das Prinzip der bürokratischen Kontrolle (Richard Edwards) wurde zur Steuerung von Wirtschaftsunternehmen entwickelt. Kennzeichnend ist die Integration von Kontrolle in die sozialen und organisatorischen Strukturen von Arbeitsprozessen (Marrs 2010: 334f.), indem eine klare Statushierarchie entwickelt und Leistungsvoraussetzungen für den Aufstieg von einer auf die nächsthöhere Hierarchieebene definiert werden. Die Rangbildung animiert zum Vergleich mit anderen, schafft einen Ansporn, aufsteigen und in der Konkurrenz mithalten zu wollen. Bürokratische Kontrolle regt also den individuellen Ehrgeiz an, richtet ihn auf konkrete Ziele aus und wirkt als ein System, das sich zugleich effektiv immunisiert gegenüber Machtkritik. Macht wird unsichtbar, weil sie nicht als Machtanspruch von Vorgesetzten artikuliert wird, sondern in die Struktur des bewertenden Vergleichs und der Statuskonkurrenz eingebaut ist (ebd.: 339f.). Das System immunisiert sich gegen Machtkritik auch, weil es sich als leistungsfördernde Einrichtung jener Wettbewerbsökonomie präsentiert, die als eine Art Sachzwang über allem schwebt. Metrische Indikatoren legitimieren sich schließlich als transparenter und daher gerechter im Vergleich zu traditionellen Anerkennungsmechanismen wie der Beurteilung durch Vorgesetzte und Mentor*innen.

Im Zuge der Hochschulreformen übernehmen Universitäten diese Methoden der bürokratischen Kontrolle. Ihr Ziel ist, wissenschaftliche Arbeit wie von unsichtbarer Hand zu leiten und auf die Exzellenz- und Reputationsziele der Universitäten auszurichten: Maximierung von Beiträgen in prestigereichen Fachzeitschriften als Indikator für Spitzenforschung (*A-Journal*); relevante Beiträge zur Drittmittelforschung als Zeichen gesellschaftlicher Verantwortungsübernahme durch Universitäten (*third mission*); Auslandsaufenthalte von Wissenschaftler*innen zur Dokumentation der Internationalisierung; Absolvent*innenzahlen als Nachweis für die Bemühung um den Bildungsauftrag. Überall wenden Universitäten komplexitätsreduzierende beziehungsweise -reduzierte und damit managementtaugliche Maßstäbe für wissenschaftliche Anerkennung an – numerische Indikatoren und Kennziffern, die Listen und Rangordnungen bilden lassen.

Die neuere Managementliteratur zeigt, wie bürokratische Kontrolle unter dem Titel *gamification* weiterentwickelt wird. Wirtschaftsunternehmen stehen vor der Aufgabe, die intrinsische Motivation von Arbeitskräften zu wecken, weil sie der Schlüssel zur Mobilisierung von Eigenmotivation ist. *Gamification*

schaftt spielähnliche Umgebungen, um diese intrinsische Motivation zu erzeugen, und kontrolliert zugleich die Ziele für spielähnliches Verhalten. Es handelt sich daher um eine Methode der Leistungssteuerung, die auf Eigenmotivation *und* Selbstkontrolle setzt. Diese Methode findet nun auch an Universitäten Anwendung. Zwar müssen Universitäten bei ihren Beschäftigten die Begeisterung für den Job nicht erst wecken, denn typischerweise zieht es Menschen in die Wissenschaft, weil sie intrinsisch dazu motiviert sind. Die Inszenierung von spielerischer Konkurrenz animiert Wissenschaftler*innen aber dazu, die Ziele der Wissenschaftsarbeit im Sinne der Organisationsziele zu definieren, persönliches Leistungstreben also etwa auf die Exzellenzstrategien der Universität auszurichten.

Wir fragen nun, wie Wissenschaftler*innen mit dieser Form der Kontrolle umgehen, welche Anforderungen sie wahrnehmen, wie sie Wissenschaft konzipieren und wie sie sich selbst als Forschende entwerfen.

Empirie: Trickreiche Entrepreneurs mit zynischer Distanz

Empirischen Studien zufolge beschreiben wissenschaftliche Nachwuchskräfte ihr professionelles Selbstverständnis in Kategorien des »unternehmerischen Selbst« (vgl. Kreissl 2019, Kreissl et al. 2018). Dieses Selbst ist international orientiert, proaktiv, tritt als Akteur*in mit strategischem Bewusstsein auf und betreibt bewusst das Geschäft der Selbstvermarktung. Ziel ist die Akkumulation von Karrierekapitalien nach Maßgabe quantitativer Leistungsindikatoren. Dabei schlagen sich Nachwuchswissenschaftler*innen mit den Tücken der universitären Bürokratie herum. Sie beschreiben die Universität insgesamt als komplexen, undurchsichtigen und verwirrenden Ort mit intransparenten Regeln, der sie zu Spielchen und Täuschungsmanövern anhält.

Es scheint, dass geschicktes Verhalten und die Kunst der Selbstdarstellung eine Frage des Überlebens sind und durch Formen der bürokratischen Kontrolle motiviert werden. Interviewte verbinden Erfolg im Wissenschaftsbetrieb eher mit Skills, also mit taktisch-operativen Fertigkeiten und Systemwissen. Die eigentliche Wissensarbeit kommt hingegen kaum zur Sprache. Aus der Sicht der Nachwuchswissenschaftler*innen verlangt das Umfeld Universität eine einfallsreiche und kreative Anwendung von Spielregeln. Man muss Bescheid wissen, wie diese Regeln funktionieren, wie sie angewendet, übersetzt, für eigene Zwecke genutzt und zurechtgebogen werden können.

Diese Anforderung wird zwar als Belastung wahrgenommen, weckt aber auch Lust und ist produktiv. Interviewte erzählen von der Freude, die ihnen der raffinierte Umgang mit Leistungsindikatoren bereitet. So vermittelt das Befüllen von Leistungstabellen ein Gefühl der Befriedigung, die geschickte Darstellung von Auslandsaufenthalten wird als lustvolle Beschäftigung erlebt.

Diese Praktiken können freilich zu einer »spezifischen Form der Entfremdung vom eigenen Selbst« (Gill 2018: 35) führen. Um die Praktiken der Wissenschaftsarbeit an einer managerialisierten, unternehmerischen Universität mit dem Selbstverständnis als kritischer Geist (im Sinne der Profession) in Einklang zu bringen, entwickeln Wissenschaftler*innen eine zynische Distanz gegenüber ihrer Arbeit. Aus der Distanz können sie die Anforderungen und Regeln des Wissenschaftsbetriebs ironisieren. Dadurch ist ihnen möglich, sich einerseits mit den Bedingungen des Wettbewerbs zu arrangieren, zugleich vermeiden sie, dass ihr moralisches Selbst und ihr professioneller Selbstwert beschädigt werden. Diese Praktiken stellen Machtverhältnisse freilich nicht in Frage, sondern bestärken sie: »When we dis-identify with our prescribed social roles we often still perform them – sometimes better, ironically, than if we did identify with them« (Fleming/Spicer 2003: 160). Letztlich entwickeln die Wissenschaftler*innen also ein versöhnliches Verhältnis zu ihrer Rolle im Feld, bei gleichzeitiger Teilnahme am Spiel.

Problematisch wird es, wenn sich das Wissenschaftssubjekt nicht mehr selber in Kontrolle wähnt, sondern quasi mitgerissen wird von der Macht des Spiels, wenn es sich dabei ertappt, unbewusst in Formen organisationaler Kontrolle hineingezogen zu werden. Trotz der kritischen Distanz haben die quantitativen Leistungsindikatoren einen normierenden Effekt, »measures easily become aspirations« (Espeland/Stevens 2008: 416), an denen die Forschenden ihren eigenen professionellen Wert beurteilen. Es fällt ihnen schwer, »das Verdinglichte immer wieder in die Prozesse seines Gewordenseins unter bestimmten Bedingungen rückzuübersetzen« (Knapp 2018: 59). Damit ist nun auch das oben beschriebene Problem verbunden, dass Wissenschaftler*innen in den Sog des Wissenschaftsspiels im Zeichen der *gamification* geraten. Im Glauben an ihre selbstbestimmte Themenwahl und Publikationsleistung lassen sie sich auf einen Wettbewerb um Ideen ein, der die Aufmerksamkeit von den großen, gemeinschaftlich zu bewältigenden gesellschaftspolitischen Herausforderungen ablenkt und zum Fokus auf individuelle Performance verleitet. Damit geraten bedeutende gesellschaftliche Aufgaben der Universität, nämlich die Sicherung qualitativ hochwertiger Lehre

oder auch die Bereitstellung und Übersetzung von nicht marktförmigem Wissen, in den Hintergrund.

Dem Denken Raum geben

Die Veränderungen wissenschaftlicher Anerkennungsbedingungen bereiten den Boden für eine instrumentelle Logik in der Haltung zu Wissen und Wissensproduktion (Weiskopf 2005). Das bringen auch Schlagwörter zum Ausdruck wie *least publishable Unit*, die optimierende Verwertung von Forschungsergebnissen durch kleinteiliges Publizieren; oder *publish or perish*, der Fokus auf Publikationserfolge zur Wahrung wissenschaftlicher Jobchancen. Gesellschaftliches Engagement, aber auch engagierte Lehre sind nicht angemessen repräsentiert in den Leistungserwartungen, wengleich mancherorts Tendenzen zur Veränderung erkennbar sind, beispielsweise in der Anerkennung von *third mission*. Wissenschaftler*innen nehmen aber wahr, dass sich Freiräume für riskante und kritische Forschung verkleinern, während marktfähige, verwertbare Wissensproduktion begünstigt wird. Dies betrifft kritisches Wissen abseits des Mainstreams, das nicht in das Profil der hochrangigen Fachzeitschriften passt und daher nicht publiziert wird; und es betrifft Grundlagenforschung, deren Nutzen noch nicht absehbar ist und die daher unterfinanziert ist. Wie bedeutsam aber die Bereitstellung entsprechender Mittel ist, zeigt nicht zuletzt die Entwicklungsgeschichte der für die Pandemiebekämpfung so notwendigen mRNA-Impfstoffe, die ihren Ausgang im Rahmen von Grundlagenforschung nahm. Dieses Beispiel mache deutlich, so die DFG-Präsidentin Katja Becker, »wie essentiell eine Forschung ist, die allein auf Basis wissenschaftlicher Neugier Erkenntnisse erzielt und deren eigentlicher Wert oft darin liegt, dass er sich gerade nicht vorhersehen lässt«. ²

Gesellschaftliche Verantwortung, Gleichheit und Gerechtigkeit sind nach wie vor zentrale Werte und gehören zum professionellen Ethos vieler Wissenschaftler*innen. Jedoch geraten sie in einem Alltag der *gamification* und der *Winner-takes-all*-Logik (Rogge 2016) unter Druck. Nachwuchswissenschaftler*innen bewältigen diesen Druck, diese Zerreißprobe zwischen

2 https://www.dfg.de/dfg_magazin/aus_der_forschung/lebenswissenschaften/corona_impfstoff_sfb_biontech/index.html vom 2.12.2021.

professionellem Ethos und Machtspiel, durch eine Haltung zynischer Distanz. Die Aufmerksamkeit von Nachwuchswissenschaftler*innen richtet sich notgedrungen auf die Produktion wirksamer Einsätze in Kämpfen um wissenschaftliche Anerkennung. In Zeiten zunehmender materieller Prekarisierung von Wissenschaftsarbeit ist dieser Fokus nicht nur eine Status- und Identitäts-, sondern auch eine Existenzfrage. Wie kann unter diesen Umständen Forschung entstehen, die von Neugier getrieben ist und primär auf gesellschaftspolitische Relevanz achtet? Woher kommt der Anstoß für eine wirksame Dissemination von Transformationswissen in Gesellschaft? Wer hat die Zeit und den Atem für aufwendige transdisziplinäre Zusammenarbeit, deren Früchte ungewiss und aller Voraussicht nach auch schwer publizierbar sind in facheinschlägigen Journals?

Mit der Kritik an der Vermarktlichung im Wissenschaftsfeld und an der Managerialisierung von Universitäten suggerieren wir nicht, dass das Rad der Geschichte zurückgedreht werden solle. Die Reformdiskurse rund um die jüngeren Universitätsreformen hatten richtige Fragen adressiert, darunter Fragen der gesellschaftlichen Verantwortung und Relevanz von Universitäten sowie der Steigerung von Transparenz in Prozessen wissenschaftlicher Anerkennung, womit Probleme der Diskriminierung und Marginalisierung sichtbar würden. Der Blick auf die gegenwärtigen Verhältnisse zeigt aber, dass Wissenschaftler*innen durch Inszenierungen marktwirtschaftlicher Konkurrenz daran gehindert werden, gemeinsam an der Lösung dringender Probleme zu arbeiten, zu der Gestaltung von Zukunft beizutragen und damit täglich Verantwortung für Gesellschaft zu übernehmen. Wissenschaftsarbeit ist im Wesentlichen eine Aufgabe des Denkens, Kommunizierens, Interagierens. Dafür müssen entsprechende Räume geschaffen werden: kognitive Freiräume, um komplexe gesellschaftliche Fragen anzugehen und neue Ideen zu entwickeln; Spielräume für kritische Reflexion, intellektuelle Auseinandersetzungen und Kontroversen; Räume für interdisziplinäre Zusammenarbeit; Räume für Kommunikation und Gespräche mit Gruppen, die eine wissenschaftsskeptische Haltung einnehmen. Gefordert sind also Räume, die nicht durch künstlich inszenierte Wettkämpfe zersetzt oder durch Verunsicherung und Existenzängste erschüttert werden. Angesichts der gravierenden Probleme, die es gemeinsam zu lösen gibt, sollte die Sicherstellung solcher Räume hochschulpolitische Priorität sein.

Literatur

- Espeland, Wendy Nelson/Stevens, Mitchell L. (2008): »A sociology of quantification«, in: *European Journal of Sociology/Archives Européennes de Sociologie* 49, S. 401-436.
- Fleming, Peter/Spicer, Andre (2003): »Working at a cynical distance: Implications for power, subjectivity and resistance«, in: *Organization* 10, S. 157-179.
- Gill, Rosalind (2018): »Auditieren, quantifizieren, zerstören. Vom Leben in der neoliberalen Universität«, in: Sabine Hark/Johanna Hofbauer (Hg.), *Vermessene Räume, gespannte Beziehungen. Unternehmerische Universität und Geschlechterdynamiken*, Frankfurt a.M., S. 340-372.
- Harding, Sandra (1994): *Das Geschlecht des Wissens. Frauen denken die Wissenschaft neu*, Frankfurt a.M.
- Hark, Sabine (2021): *Gemeinschaft der Ungewählten. Umriss eines politischen Ethos der Kohabitation*, Frankfurt a.M.
- Hark, Sabine/Hofbauer, Johanna (Hg.) (2018): *Vermessene Räume, gespannte Beziehungen. Unternehmerische Universität und Geschlechterdynamiken*, Frankfurt a.M.
- Hark, Sabine/Villa, Paula-Irene (Hg.) (2015): *Anti-Genderismus: Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen*, Bielefeld.
- Knapp, Gudrun-Axeli (2018): »Warum nicht vermessen sein? Anmerkungen zur Dialektik feministischer Aufklärung«, in: Sabine Hark/Johanna Hofbauer (Hg.), *Vermessene Räume, gespannte Beziehungen. Unternehmerische Universität und Geschlechterdynamiken*, Frankfurt a.M., S. 39-70.
- Kreissl, Katharina (2019): *Wissenschaftlicher Nachwuchs zwischen Vermessung und Entgrenzung: Subjektivierung und Geschlecht in der reformierten Universität*. Dissertation, Universität Wien.
- Kreissl, Katharina/Hofbauer, Johanna/Sauer, Birgit/Striedinger, Angelika (2018): »Subjektivierungen in vermessenen Räumen. Wissenschaftsnachwuchs zwischen Fremd- und Selbstführung«, in: Sabine Hark/Johanna Hofbauer (Hg.), *Vermessene Räume, gespannte Beziehungen. Unternehmerische Universität und Geschlechterdynamiken*, Frankfurt a.M., S. 188-213.
- Kreissl, Katharina/Striedinger, Angelika/Sauer, Birgit/Hofbauer, Johanna (2015): »Will gender equality ever fit in? Contested discursive spaces of university reform«, in: *Gender and Education* 27, S. 221-238.

- Marrs, Kira (2010): »Arbeit und Kontrolle«, in: Fritz Böhle/G. Günter Voß/Günther Wachtler (Hg.), Handbuch Arbeitssoziologie, Wiesbaden, S. 331-356.
- Rogge, Jan-Christoph (2016): »The winner takes it all? Die Zukunftsperspektiven des wissenschaftlichen Mittelbaus auf dem akademischen Quasi-Markt«, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 64, S. 685-707.
- Weiskopf, Richard (2005): »Unter der Hand. Aspekte der Gouvernentalisierung der Universität im Zuge der Hochschulreform«, in: Heike Welte/Manfred Auer/Claudia Meister-Scheytt (Hg.), Management von Universitäten: Zwischen Tradition und (Post-)Moderne, München/Mering.

